



White Paper

Der Wunsch anzukommen

Die Mobilitätswende und die Bedürfnisse, die ihr zugrunde liegen (sollten)

Es wird dieser Tage viel über das Thema Mobilität gesprochen. Über die sogenannte Mobilitätswende und was sie für die Wirtschaft, für unser Zusammenleben, Infrastrukturen, Städte und die Umwelt bedeutet. Wie werden wir uns in Zukunft fortbewegen? Werden wir noch Autos fahren? Beziehungsweise: ab wann werden sie ihrem Namen gerecht und uns *autonom* fahren? Und mit welchem Antrieb? Werden es überhaupt noch *unsere* Fahrzeuge sein mit denen wir uns fortbewegen – oder wird bald alles *geshared*? Werden wir in 30 Jahren unter einem «Auto» noch ein vierrädriges Vehicle verstehen oder gegebenenfalls auch eine Drohne, auf welche die Bezeichnung «Auto» und «Mobil» ja eigentlich ebenfalls zutrifft? Welche Rollen spielen in all diesen Szenarien noch die Schiene oder klassische Flugreisen? Und wie beeinflusst das unsere Wirtschaft, wenn wir uns in Zukunft nachhaltiger und effizienter fortbewegen? Wie entwickeln sich die Absatzzahlen für Autos und andere Fortbewegungsmittel? Welche Geschäftsmodelle für Mobilitätsanbieter werden sich durchsetzen? Was bedeutet das für Zulieferer und Arbeitsplätze? Und wie verändern sich Infrastrukturen, wie verändern sich Innenstädte und Architektur, wenn wir möglicherweise weniger Strassen und Parkplätze benötigen?

In der Flut all dieser Fragen, kann eine ganz wesentliche – vielleicht sogar die wesentlichste Frage überhaupt – untergehen: Warum wollen wir überhaupt mobil sein? Warum opfern wir unsere knappe und kostbare Zeit dafür unterwegs zu sein, von A nach B zu kommen? Hat nicht gerade das vergangene Jahr gezeigt, dass es auch mit wesentlich weniger Mobilität geht? Mittels virtueller Reisen und Treffen via Zoom oder Teams: vom Homeoffice aus – mit einem Klick – in die ganze Welt. Oder aber hat nicht gerade das letzte Jahr auch gezeigt, wie wichtig Mobilität für ein gesundes, glückliches Leben ist? Haben wir nicht alle im Lockdown phasenweise den sogenannten «Lagerkoller» erlebt, das Gefühl «eingesperrt zu sein», nicht «vorwärtszukommen». Die Frage, die sich grundsätzlich – und aktuell ganz besonders – stellt, ist fundamental: Welche Bedeutung und Funktion nimmt Mobilität in unserem Leben ein? Inwiefern ist Mobilität ein menschliches Bedürfnis, ein Teil des Mensch-seins?

Diese Frage ist nicht nur ausgesprochen interessant, um das Wesen *Mensch* besser zu verstehen. Sie ist auch deswegen essentiell, weil sie uns als Leitbild für die Ausgestaltung einer zukünftigen Mobilitätswelt dienen sollte. Wenn wir schon dabei sind, Mobilität von Grund auf neu zu denken, dann sollte doch das Ergebnis, das dieser Mobilitätswende entspringt, unser Wesen und unsere Bedürfnisse als Mensch berücksichtigen.

Warum wir mobil sind

Im Duden ist Mobilität als Beweglichkeit definiert. Das Wort entstammt dem lateinischen Begriff «Mobilitas», welcher ebenfalls mit Beweglichkeit übersetzt wird, jedoch auch für Schnelligkeit, Gewandtheit, Veränderlichkeit, Unbeständigkeit und Wankelmut steht. Fragt man Konsumenten¹, was sie aktuell unter dem Begriff Mobilität verstehen, dann wird häufig der Begriff Fortbewegung genannt. Sie denken dabei in erster Linie an Fortbewegungsmittel wie das Auto, das Flugzeug, den öffentlichen Verkehr oder auch das Fahrrad sowie zunehmend das E-Bike oder den E-Scooter. Auch das Laufen, Spazieren, Wandern oder Joggen wird von einigen Menschen als Teil ihrer Mobilität empfunden. Je nach beruflichem Hintergrund und Freizeitaktivitäten werden zudem Motorräder, Motorroller, Surfboards, Ski und Snowboards, Inlineskates und Rollschuhe, Boote oder Gleitschirme als Mobilitätsmittel mit denen ihnen zugehörigen Bewegungsformen wahrgenommen.

Fragt man Menschen, warum sie mobil sind, dann ist die häufigste und zugleich trivialste Antwort, weil sie von einem Ort (A) zu einem anderen Ort (B) kommen wollen: zum Beispiel vom Wohnort zum Arbeitsplatz, zu Verwandten und Freunden, zum Einkaufen, oder in den Urlaub. Auch die Dienstreise dient primär dem Ziel, einen Ort zu erreichen. Mobilität wird in diesem Zusammenhang häufig als lästig und zeitraubend beschrieben, als Mittel zum Zweck. Pragmatismus spielt eine wichtige Rolle. Die Fortbewegung sollte praktisch sein, bequem, sicher, schnell, zuverlässig, und wenn möglich ein gutes Preis-Leistungsverhältnis aufweisen. Und obwohl diese utilitaristische Form der Mobilität von vielen Personen als ein eher störendes aber notwendiges Unterfangen empfunden wird, nimmt sie nicht selten einen Grossteil ihres Mobilitätspensums in Anspruch. Sie wird wenig geschätzt. Man würde sie gerne vermeiden, wenn man könnte.

Dies gilt nicht vollumfänglich: In dem einfachen Bedürfnis von A nach B zu kommen, spielt für einige Menschen und Situationen bereits ein anderes Mobilitätsempfinden mit ein. Einige Personen schätzen diese Wege, weil sie sie als sogenannten *Flow* empfinden. Die Fahrt im Auto zur Arbeit ermöglicht es abzuschalten, die Ruhe zu geniessen, in Gedanken zu sein, die Gedanken zu sortieren, unerreichbar zu sein, bei sich zu sein. Die Autofahrt in den Urlaub wird von einigen als Anfang der Ferien beschrieben, zu dem gute Musik, das gute Hörspiele genauso gehören, wie die gemütliche Pause an Tankstellen, Cafés und Restaurants. Ähnliches gilt für Flugreisen: endlich einmal ungestört lesen, Filme sehen, unerreichbar sein. Zielloos durch Duty-Free Läden schlendern und Menschen beobachten. Es wird immer wieder von Erfahrungen berichtet, in denen man überrascht war, schon «da» zu sein, weil man auf dem Weg in eine Lektüre, einen Film, ein Gespräch, in Beobachtungen und sich selbst versunken war.

Dieses hedonische Empfinden der Fortbewegung ist in einer Vielzahl von Mobilitätskontexten per se Mobilitätsmotiv. Mobilität dient hier nicht primär dem Erreichen eines anderen Ortes, sondern dem Erreichen eines Gefühls oder Zustands. Beim Wandern

¹ Dieser Artikel basiert auf einem Forschungsprojekt des Instituts für Mobilität der Universität St. Gallen in Kooperation mit der Porsche AG. Im Rahmen des Projekts wurden Konsumenten aus Europa, USA und China mittels 1-2 stündiger Tiefeninterviews zu ihrem Mobilitätsverhalten und ihren Mobilitätsbedürfnissen befragt. Der Artikel fasst die Kernergebnisse zusammen.

verlassen viele Menschen ihre Alltagsorgen und werden eins mit ihrer Umwelt und der Natur. Auf dem Rennrad oder Surfboard können keine Emails gecheckt werden und die Aufmerksamkeit ist voll und ganz im Moment. Den Sonnenuntergang bei einem Abendflug im Gleitschirm zu erleben, wird als zutiefst emotional und ehrfurchterregend beschrieben. Auf einem geliehenen E-Scooter mit Freunden durch die Stadt zu pesen, wird als ein kurzweiliger, leichter, unbekümmerter Spass beschrieben; mit einem Cabrio oder einem Motorrad die Welt an sich vorbeiziehen zu sehen, mit einem Gefühl der Freiheit und Zufriedenheit assoziiert. Die beschriebenen Gefühle, welche durch diese Mobilitätserfahrungen ausgelöst werden, reichen von Leichtigkeit und Kurzweiligkeit bis hin zu Erdung, tiefer Ehrfurcht sowie ästhetischen Erfahrungen, meditativen Zuständen und Gefühlen der persönlichen Einheit.

Fortbewegung dient zudem häufig auch der körperlichen Fitness. Menschen joggen, rudern, fahren Fahrrad, weil sie ihren Körper trainieren wollen – sei es, um sich besser zu fühlen, schöner auszusehen, sich ohne schlechtes Gewissen das panierte Schnitzel am Abend gönnen zu können, eigene Bestzeiten zu überbieten oder sich im Wettbewerb gegen andere Menschen durchzusetzen. Letzteres spiegelt ein weiteres, übergeordnetes Motiv der Mobilität wieder: Status. Mobilität wird immer wieder auch als Mittel beschrieben, um sich im Wettbewerb gegenüber anderen Menschen durchzusetzen und dadurch persönliche Statusbedürfnisse zu befriedigen: sei es durch besonders gute Marathonzeiten, durch eine schöne Figur, statusbehaftete Fortbewegungsmittel oder auch durch die Reise in einer exklusiven Reiseklasse oder zu einem exklusiven Reiseziel.

Schliesslich gibt es noch die grosse Anzahl an Personen, die entweder direkt oder indirekt von der Mobilität leben: Piloten, Busfahrer, Reiseveranstalter, Kfz-Mechaniker, Fahrlehrer, Stand-Up-Paddel Verleiher, Manager von Automobilkonzernen, Funktionäre von Mobilitätsverbänden. Für diese Menschen ist Mobilität unter anderem wichtig, weil sie damit ihren Lebensunterhalt bestreiten.

Der Wunsch anzukommen

Nimmt man all diese völlig unterschiedlichen Mobilitätsformen und -motive zusammen, so findet man in Gesprächen mit Menschen zu ihrem Mobilitätsverhalten ein überraschenderweise einheitliches Grundbedürfnis: Der Mensch ist mobil, das heisst er bewegt sich, weil er ankommen möchte.

Ganz profan gilt das für den Pendler, der morgens bei der Arbeit und abends wieder zuhause ankommen möchte. Und auch beim Weg zum Supermarkt, zur Uni, zum Friseur, zum Steuerberater, zum Flughafen geht es in der Regel primär darum, möglichst sicher, schnell, bequem und zuverlässig anzukommen. Der Wunsch anzukommen, motiviert im erweiterten Sinne aber auch den Jogger, der im Runner's High in einem gewünschten Bewusstseinszustand ankommt; oder die Wanderin, die ab einem gewissen Punkt gar nicht mehr spürt, dass sie läuft, sondern nur noch bei sich selbst ist, im Hier und Jetzt und der sie umgebenden Natur. Es gilt für die Seglerin, die spüren möchte, wie das Boot optimal im Wasser liegt und den leichten Druck auf dem Ruderblatt als eine besonders ästhetische

Balance zwischen Spannung und Entspannung empfindet. Es gilt für die Ruderin, die sich auf ihrer Rudermaschine eigentlich gar nicht fortbewegt und dennoch einer Leistung entgegenrudert – einer bestimmten Bestzeit oder einem festgelegten Kalorienverbrauch. Es gilt für die Bergsteigerin, die einen Gipfel erreichen will, genauso wie es für den Rentner gilt, der das Ziel hat mindestens 10.000 Schritte pro Tag zurückzulegen und abends erschöpft aber zufrieden auf seinem Sofa sitzt, weil sein Smartphone ihm anzeigt, dass er dieses Ziel erreicht hat.

All diese mobilen Menschen vereint das Bedürfnis irgendwo anzukommen, sei es an einem Ort, einem Gefühl, einem Ideal, oder einem Zielwert. Fragt man sie, was sie spezifisch an Mobilität – also dem eigentlichen Zustand der Fortbewegung – schätzen, dann ist es in erster Linie dieses Gefühl des Flows: dieser Zustand des Flusses, in dem sie so stark in sich selbst, das Gegenüber und den Moment versunken sind, dass sie sich eins fühlen mit allem. Einige Personen beschreiben diesen Zustand auch als ein besonders intensives und vergleichsweise nachhaltendes Gefühl des Ankommens, des «angekommen seins», das man möglichst oft und lange erleben möchte.

Damit offenbart sich ein inhärentes Dilemma des Wunsches *anzukommen*. Ankommen ist in der Regel kein stabiler Zustand; es ist ein Moment. Vermutlich jeder Mensch mit einer gewissen Lebenserfahrung kennt diesen ambivalenten Zustand des Ankommens – besonders bemerkbar macht er sich bei persönlich bedeutsamen Zielen: Auf der einen Seite die Freude über das erreichte Ziel; auf der anderen Seite eine gewisse Leere, da das Ziel auf das man sich zuletzt hinbewegt hat mit der Ankunft plötzlich entfällt – bis man sich orientiert und ein neues Ziel definiert hat.

Man könnte diesen Zugang zum Leben belächeln: der Mensch, der von einem Ziel zum nächsten hechelt. Der weder auf dem weiten Weg zum Ziel die volle Erfüllung erfährt, weil er das Ziel noch nicht erreicht hat; noch das erreichte Ziel schliesslich vollends geniessen kann, weil es ihm mit dem Erreichen genommen wird. Der Mensch, der nur in diesem äusserst kurzen Moment des Ankommens sein absolutes Glück erfährt – bis zu dem Moment an dem er nicht mehr «ankommt», sondern schliesslich «angekommen ist» und sich ein neues Ziel suchen muss, um das Gefühl des Ankommens wieder zu erleben. Man kann diesen Zugang wie erwähnt belächeln; man kann ihn aber auch als ein zuäusserst raffiniertes Prinzip des Menschseins bewundern: dem Wunsch anzukommen, Ziele zu erreichen, sind vermutlich einige der wichtigsten, vielleicht sogar alle wichtigen Entwicklungen der Menschheit entsprungen: das Rad, die Kutsche, das Boot, das Auto, das Flugzeug; aber auch alle anderen mobilitätsunabhängigen Erfindungen, die uns auf die eine oder andere Weise als Menschheit «weitergebracht» haben, resultieren mehr oder weniger aus dem Wunsch, ein Ziel zu erreichen. Man sieht: unser Wunsch mobil zu sein, uns fortzubewegen, weiterzukommen, anzukommen, ist nicht nur sprachlich eng verwoben mit unserem Bedürfnis nach «Fort-Schritt».

Die Wichtigkeit der Bewegung und des Ankommens für den Menschen spiegelt sich auch in deren vielseitiger Verzahnung mit einflussreichen Theorien und Konzepten der Psychologie, der Soziologie und der Philosophie wider. Das oben beschriebene Gefühl des Flows wurde beispielsweise bereits in den 1970er Jahren umfassend durch den Psychologen und

Glücksforscher Mihaly Csikszentmihalyi untersucht. Seine Ideen hierzu haben in den vergangenen Jahrzehnten viel Beachtung gefunden – insbesondere, wenn es um die Frage geht, was den Menschen glücklich macht. Schon seine Benennung dieses Phänomens als Flow – also Fließen, Rinnen oder Strömen – deutet darauf hin, dass ein Zusammenhang besteht, zwischen diesem besonderen Glückszustand und einem Bewegungsempfinden. Laut Csikszentmihalyi wird der Flow-Zustand dann erreicht, wenn Herausforderungen und Fähigkeiten einer Tätigkeit optimal aufeinander abgestimmt sind. Dementsprechend erfährt beispielsweise der Jogger dann sein Runner's High, wenn Strecke und Laufgeschwindigkeit optimal auf seinen Trainingszustand abgestimmt sind. Das bedeutet auch: mit zunehmender Fitness muss der Jogger schneller Laufen und / oder anspruchsvollere Strecken suchen, um seinen Flow zu erreichen. Das gleiche Prinzip gilt für Computerspiele: um beim Spielen längerfristig in einem Flow-Zustand zu verweilen, muss der Schwierigkeitsgrad des Spieles mit den zunehmenden Fähigkeiten des Spielers gesteigert werden. Das heisst, es werden immer neue, schwierigere Level bzw. Ziele vorgegeben. Viele Spiele halten so ihre Spieler kontinuierlich bei Laune.

In seinem 2017 erschienenen, vielbeachteten Werk «Das intensive Leben: eine moderne Obsession» skizziert der Philosoph Tristan Garcia, wie sich ein solches Glücksverständnis und -rezept in einer nach Glück suchenden bzw. süchtigen Gesellschaft verselbstständigen und fehlentwickeln kann: «Süchtig jagen wir neuen Höhepunkten und Extremen nach, immer unter Strom. Kein Wunder also, dass in unseren Hochspannungsgesellschaften das Unbehagen wächst. Die intensive Landwirtschaft zerstört die Natur, das Selbst ist erschöpft, Apathie, Mittelmäßigkeit und Depression signalisieren das Ende des großen Wachstums- und Intensitätsrauschs. Wie können wir dennoch das Gefühl bewahren, am Leben zu sein?»

Die Frage, die Garcia hier in den Raum wirft, ist die Frage einer ganzen Gesellschaft, die weitestgehend *angekommen ist* im materiellen Wohlstand und nun – wie oben für das Individuum beschrieben – im Kollektiv nach einer neuen Ausrichtung, einem neuen Ziel sucht, um als Gesamtheit wieder einen Flow-Zustand zu erleben: wie zuletzt vielleicht in den Nachkriegsjahren, in denen man zusammen an neuen Idealen und wirtschaftlichem Aufschwung gearbeitet hat; oder Anfang dieses Jahrtausends als es darum ging, zusammen das unfassbare Potenzial des Internets und der Digitalisierung zu begreifen und entwickeln. Der Wunsch, ein Ziel zu haben und an diesem anzukommen treibt uns scheinbar also nicht nur als Individuum; die Suche nach einem gemeinschaftlichen Ziel, auf das wir uns zusammen ausrichten und zubewegen, bewegt uns auch kollektiv. Das immens zunehmende Mobilitätsaufkommen scheint vor diesem Hintergrund fast sinnbildlich für eine Gesellschaft, die gegenwärtig nicht so recht weiss wohin und daher ziellos durch die Gegend düst; und die Diskussion rund um die Mobilitätswende sinnbildlich für den Wunsch, auf die Frage nach diesem Ziel eine Antwort zu finden.

Fortschritt

Die Frage, wie wir uns in Zukunft fortbewegen wollen, ist dementsprechend zu kurz gegriffen. Die vorgelagerte Frage muss lauten: Wo wollen wir hin? Erst, wenn wir wissen, wie wir in Zukunft leben wollen, lässt sich sinnvoll eine Entscheidung darüber treffen, wie wir

dort bestmöglich hinkommen und wie wir uns in dieser zukünftigen Welt bestmöglich fortbewegen sollten.

Wenn der utilitaristische Teil der Mobilität – also das einfache Reisen von A nach B – primär als Last empfunden wird, warum versuchen wir diesen Anteil nicht zu reduzieren? Warum nicht bei ZOOM für Geschäftsmeetings bleiben? Oder noch ernsthafter in technischen Lösungen denken, die virtuelle Treffen ermöglichen. Warum soweit von seiner Familie und seinen Freunden entfernt leben und pendeln müssen? Warum nicht den weniger attraktiven Job nehmen und dafür näher bei seinen Liebsten sein? Oder aber den attraktiveren Job nehmen und in Kauf nehmen, dass man die Liebsten selten sieht; beziehungsweise dass man an einem neuen Ort ein neues soziales Umfeld aufbaut? Wenn so viele Menschen gerne laufen oder mit dem Fahrrad fahren, warum leben wir nicht in mittelgrossen Städten oder weitestgehend autonomen Stadtvierteln in denen das ohne weiteres möglich ist? Warum der Fokus auf Mega-Cities mit ihren ganzen infrastrukturellen, ökologischen und sozialen Problemen? Zumal der wesentliche Standortvorteil solcher Metropolen mit der zunehmenden Digitalisierung in Frage steht – ähnlich wie die amerikanischen Malls, denen man aktuell beim Sterben zusehen kann. Wenn unsere eigentliche Freude an der Mobilität in ihren hedonischen Aspekten liegt, warum versuchen wir nicht gezielt diesen Bereich der Mobilität weiter auszubauen? Zu Fuss, mit dem Fahrrad, Skateboard oder Roller zur Arbeit? Bei Regen in bequemer, wetterfester Kleidung durch Pfützen springen. Wenn der nächste Surfspot zu weit weg ist, warum nicht auf der Welle eines kleinen Bachs mitten in der Innenstadt surfen – so, dass die Mitmenschen zusehen können und auch etwas davon haben? Warum noch in Autos denken und nicht ernsthafter in Drohnen – selber fliegen zu können, das wäre doch der radikale, aufregende nächste Schritt. Stellen Sie sich mal vor, mit einer Drohne selbstständig zwischen Häusern und Baumwipfeln durchzuschweben – der Wechsel wäre mindestens so aufregend wie zuletzt der vom Pferd zum Automobil. Und wenn Ihnen solche Visionen Unbehagen bereiten, dann nehmen Sie das als Anreiz darüber nachzudenken, warum wir eigentlich so viel Angst vor Ungewissheit und Unsicherheit haben. Schliesslich müssen Reisen nicht immer nur körperlicher Natur sein. Flow kann laut Csikszentmihalyi gerade auch beim Denken bzw. bei gedanklichen Ausflügen entstehen.

Die wirklich wichtigen Reisen und Innovationen, die uns bevorstehen, sind keine technischen, sondern psychologische und soziale. Es braucht einen konstruktiven Austausch und funktionierende Gefässe, die sich damit beschäftigen, wo wir als Gesellschaft hinwollen. Nicht zufällig hat Csikszentmihalyi – also genau die Person, die den Flow-Begriff geprägt hat – auch den Begriff der *«positive Psychology»* geprägt. Die dahinterliegende Idee: die Psychologie als Disziplin solle sich von ihrem problemfokussierten und symptombehandelnden Ansatz lösen und sich konstruktiv und proaktiv in die Gestaltung neuer Lebensweisen und -modelle einbringen. Ähnliches gilt für die Soziologie und auch die Philosophie. Alle drei Disziplinen haben eine Verantwortung, den aktuellen Wandel im Sinne des Menschen und endlich in Einklang seiner Beziehung zur Natur auf nahbare Weise mitzuformen und -gestalten; in anderen Worten: Einfluss zu nehmen. Die Mobilitätswende ohne diese Voraussetzungen zu planen, ist wie einfach mal zum Flughafen zu fahren ohne zu wissen, wo es hingehet: im besten Fall lustig – aber keineswegs zielorientiert. Diese Ziellosigkeit, die man vielerseits in der aktuellen Mobilitätsdebatte feststellen kann, ist

allerdings keinesfalls mobilitätsspezifisch: sie ist übergreifend und tief verwurzelt in unserem Verständnis von Fortschritt. Das manifestiert sich nicht zuletzt in unserer Sprache: Grundsätzlich positiv konnotierten Begriffen wie Fortbewegung, Fortschritt oder Neugierde liegt bei genauer Betrachtung eine Bedeutungsebene inne, die ausdrückt, dass es bei diesen Unternehmungen hauptsächlich darum geht, sich vom Status quo «fort» zu bewegen, ohne konkretes Ziel: Hauptsache fort, Hauptsache weg, Hauptsache neu. Dieser Jargon passt gut zu der von Tristan Garcia beschriebenen aktivitätsdürstenden Hochspannungsgesellschaft. Es stellt sich die Frage, ob es in einer Ära, die gerne als aufgeklärt beschrieben wird, nicht langsam an der Zeit ist, Begriffe wie Fortschritt, Fortbewegung, Neugierde zu Hinschritt, Hinbewegung oder Sinngierde zu modernisieren. Die Evolutionsbiologin wird nun zurecht aufschreien und sagen: der beste Innovator – die Natur – hat immer mittels Zufall und ohne Plan innoviert. Und der Politologe oder Volkswirt wird bei solchen Gedankenspielen besorgt den Zeigefinger heben und sagen: Achtung Ideologie! Achtung Planwirtschaft!

Aber darum geht es nicht. Es geht darum kurz innezuhalten und ernsthaft darüber nachzudenken, wo wir uns hinbewegen, wo wir ankommen wollen – und dann können wir überlegen, wie wir dort hinkommen und wie wir uns dort fortbewegen wollen. Und eins möge uns auf dieser Reise beruhigen: Das wonach wir uns eigentlich sehnen – das Gefühl anzukommen – das können wir ohne weiteres bereits heute mit sehr einfachen und längst vorhandenen Mobilitätsmitteln erreichen: am einfachsten mit dem Kopf und unseren Füßen.

Kontakt:

Institut für Mobilität / Universität St.Gallen

Dr. Philipp Scharfenberger

Mail: philipp.scharfenberger@unisg.ch

Tel: 0041 (0)71 224 7686